

Editorial Im Gleichgewicht

GERD H. HÖVELMANN

Medio tutissimus ibis.
Ovid (*Met.* II, 137)

Der römische Dichter Horaz (65 – 8 v. Chr.), so erinnert uns Franz Siepe, „war ein Mann des vernünftigen Maßhaltens. Übertreibungen aller Art waren ihm ein Graus, und er war es auch, der das Wort von der ‚goldenen Mitte‘ prägte“ (Siepe, 2007: 49). Seine Wurzeln, beteuerte Horaz, lägen in allen Richtungen (und damit wohl in keiner, zu der er sich selbst bekennen mochte). Dennoch merklich von der Stoa ebenso wie von Epikur und den pyrrhonischen Skeptikern beeinflusst, hielt Horaz sich fern von allen selbstgewissen Doktrinen und Schulmeinungen. Von überall ausdrücklich das jeweils Beste zusammentragend, entfaltete er, nicht selten mit Ironie und subtilem Humor, einen überlegenen Diskurs getreu seinem Prinzip der goldenen Mitte, der *aurea mediocritas* (Horaz, *carmina*, II, 10, 5), des rechten Maßes also zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig. Nicht als eine Mitte des Mittelmaßes, des ungelenken Kompromisses oder eines prinzipienlosen Taktierens wollte Horaz seinen Mittelweg verstanden wissen, sondern vielmehr als Kulmination alles Rechtfertigbaren, das sich womöglich, fern aller extremen Positionen, unter den jeweils einschlägigen Gesichtspunkten und der Berücksichtigung legitimer Interessen miteinander in Einklang bringen ließe – die Mitte als Fluchtpunkt des wohlerwogen Vernünftigen.

Auch war Horaz wohl, wie sich gerade erneut zeigt (und wie auch das vorangestellte, bei Ovid entlehnte Motto vermuten lässt), in diesem Bemühen schon in der alten Welt nicht allein: Jedenfalls hat der Philosoph und klassische Philologe Josef Mehringer sich soeben in einem umfangreichen Buch, das charakteristischer Weise den Titel *Die Aristotelische Mitte* (Mehringer, 2011) trägt, nachzuweisen bemüht¹, dass schon die Architektonik des um rund 300 Jahre älteren aristotelischen Werks einer ganz ähnlichen strukturellen Orientierung verpflichtet ist: einer dem griechischen Mythos abgeschauten „naturwüchsigen Dialektik, die in einer sogenannten Aristotelischen Mitte im Sinne einer goldenen Mitte gipfelt“. Diese goldene Mitte symbolisiert

1 Auch diesen Hinweis verdanke ich Franz Siepe, Marburg.

bei Aristoteles „als besondere Form das Beste; ein Optimum, welches sich durch Vielseitigkeit auszeichnet und gerade dadurch eine Komplexitätssteigerung erreicht. Dieses althergebrachte Paradigma der goldenen Mitte ist der Dreh- und Angelpunkt der Aristotelischen Philosophie. Hinter dem Paradigma der Aristotelischen Mitte verbirgt sich schließlich [...] ein syllogistisch organisierter Entwicklungsgedanke, in dem jeder Prozess – und dazu zählt natürlich auch der Erkenntnisprozess – als Prozess der Mitte erscheint“ (Mehring in Jellen, 2012).

Wir erlauben uns, auch die *Zeitschrift für Anomalistik* weiterhin – und ganz programmatisch (vgl. Wunder, 2001; Hövelmann, 2009) – in dieser Tradition eines Mittelwegs zwischen der Scylla des legitimen Staunens und der Charybdis eines behenden Zweifels zu sehen: letztlich als Kulminationspunkt vernünftigen Abwägens zwischen bisweilen weit auseinanderliegenden Auffassungen bezüglich anomalistischer Fragestellungen. Diese „goldene Mitte“ ist, wie bei Horaz, nicht die eines unverbindlichen, zaghaften Aushandlungsprozesses, der grundsätzlich allen Interessenten ihre Lieblingsvorstellungen belässt und nur die Konflikte schönredet, sondern vielmehr eine unabhängige Instanz für die Sammlung, Sondierung und behutsame vorläufige Gewichtung von Evidenzen und Argumenten, die aus beliebig vielen Richtungen zu einem Diskurs über wissenschaftliche und Erfahrungs-Anomalien beigetragen werden. Dass diesem anspruchsvollen Vorhaben trotz bekannt prekärer Vorbedingungen und wenig ermutigender Anfangsprognosen nach wie vor, auch nach einem Dutzend Jahren, durchweg Erfolg beschieden ist, verdanken wir in erster Linie unseren Autoren aus zahlreichen verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen. Vielen von ihnen ist, wie den Herausgebern, all zu Gewisses stets halbwegs verdächtig. Sie stellen deshalb lieber ein weiteres Mal geduldige Fragen zu bisher nicht hinreichend Festgestelltem oder Begriffenem, als sich eilfertig mit (bloß) traditionell Gewusstem zu begnügen, das von vielerlei Seiten günstig feilgeboten wird – getreu dem (endlich einmal auszusprechenden) Gebot: *Du sollst Dich nicht abfinden...*

Nicht zuletzt solchen wenig genügsamen Autoren und einem inzwischen sehr gut eingespielten Redaktionsteam ist es darüber hinaus zu danken, dass eine zeitweilig sehr beträchtliche, im Wesentlichen ohne eigenes Zutun entstandene Publikationsverzögerung nun mittlerweile faktisch aufgeholt ist. Schon bald nach dem Erscheinen der thematisch an „Historische Fallstudien zur Anomalistik“ gebundenen Ausgabe 3/2010 kurz vor dem Jahreswechsel können wir hiermit bereits den überfälligen vollständigen *ZfA*-Jahresband 2011 vorlegen. Ihm wird sich schon in ca. zwei Monaten die ebenfalls praktisch fertiggestellte erste Ausgabe des Jahres 2012 (abermals ein Themenheft) anschließen. Im Herbst dieses Jahres beschließt dann ein turnusgemäßes Doppelheft den Jahrgang 2012. Schon in diesem Frühjahr wird also die versprochene Rückkehr zum ursprünglich vorgesehenen Publikationsrhythmus der *Zeitschrift für Anomalistik* mit je einem Einzel- und Doppelheft pro Jahrgang abgeschlossen sein.

Anomalistik: Ein weites Feld² – zum vorliegenden Jahresband

Im übrigen entwickelt sich der wissenschaftliche Zuspruch, den unsere Zeitschrift im Inland wie mittlerweile auch im Ausland sowohl von Leser- als auch von Autorensseite erfährt, erkennbar in einer Weise, die auch den Gedanken an eine generelle Ausweitung des Publikationsumfangs in absehbarer Zeit nahelegt. Dazu vertrauen wir darauf – und Vertrauen ist ja grundsätzlich eine Vorschussleistung –, dass diese erfreuliche Tendenz auch in den kommenden Jahren Bestätigung finden wird.

In jedem Fall aber wäre ein behutsam erhöhter Druckumfang auch dazu dienlich, der ungewöhnlichen thematischen Breite des anomalistischen Problemspektrums künftig noch besser gerecht zu werden. Noch regelmäßiger und flächendeckender als bisher könnten dann beispielsweise diejenigen *ZfA*-Ausgaben, die nicht von vorne herein als inhaltlich gebundene Themenhefte angelegt sind, dem besonderen trans- und multidisziplinären Charakter der Anomalistik zum Ausdruck verhelfen. Eben um eine solche repräsentative Vielfalt, die zahlreiche verschiedene anomalienbezogene Themen und Aspekte zum Vorschein kommen lässt, bemüht sich auch die vorliegende Ausgabe. Gerade dieses breite thematische Spektrum anomalistischer Problem- und Betätigungsfelder führt vor Augen, dass es eben nicht allein die herkömmlichen Generalthemen (Parapsychologie, Astrologie, UFOlogie) einer sogenannten Grenzgebietenforschung sind, denen sich eine Anomalistik auf ausdrücklich akademischem Anspruchsniveau zu stellen hat. Ganz gleich, ob man eine derartige thematische Vielfalt für einen intellektuellen Vorzug oder für eine wissenschaftspolitische Hypothek hält (und beide Sichtweisen sind nicht schwer zu verteidigen): Sie spiegelt in jedem Fall die tatsächlichen Verhältnisse angemessen wider.

-
- 2 Es hätte nicht so sehr viel gefehlt und statt einer „Anomalistik“ als professioneller Befassung mit dem einstweilen Wunderlichen wäre eine „Anomatologie“ entstanden. Das hätten wir zwar aus ästhetischen und sprechökonomischen Gründen bedauert, doch verfolgte auch bereits das seinerzeit namengebende, mehr als 1500 Spalten starke Werk einer *Anomatologia Curiosa Artificiosa et Magica* (Hafner, 1759) ausdrücklich kritisch-aufklärerische Absichten. Es wandte sich gegen Aberglauben und Jahrmarktetrügereien und klärte in volksnaher Sprache auf – über Alraunen und Druiden, Irrwische und Amulette, Astrologie und Kabbalah, über „curieuse Künste“ sowie über solche „übernatürlichen“ Erscheinungen wie Blitz, Donner und Regenbogen. Der vollständige üppig-barocke Titel von Hafners heute sehr seltener Sammlung lautet *Anomatologia Curiosa Artificiosa et Magica oder ganz natürliches Zauber-Lexicon, welches das nöthigste, nützlichste und angenehmste in allen realen Wissenschaften überhaupt und besonders in der Naturlehre, Mathematick, der Haußhaltungs- und natürlichen Zauber-kunst, und aller anderen, vornemlich auch curieuser Künste deutlich und vollständig nach alphabetischer Ordnung beschreibet zum Nutzen und Vergnügen der Gelehrten, der Künstler, der Professionisten, der Handwerker und des Landmanns, aus den besten ältesten und neuesten Quellen zusammen getragen von einer in diesen Wissenschaften sich sehr viele Jahr übenden Gesellschaft*. Man muss sich nicht zwangsläufig jeden alten Schuh anziehen, doch ginge heute wohl auch der abschließende Teil dieser Titelformulierung noch als eine Tätigkeitsbeschreibung der Gesellschaft für Anomalistik durch.

Der vorliegende Band veranschaulicht allerdings nicht bloß stärker als die meisten seiner Vorgänger die bemerkenswerte thematische Mannigfaltigkeit der Fragestellungen, die der Anomalistik ja eher zugewachsen ist, als dass sie sie gezielt angestrebt hätte. Vielmehr handelt es sich außerdem um die bisher mit Abstand „illustrierteste“ Ausgabe in der elfjährigen Publikationsgeschichte der *ZfA*. Der Band enthält nämlich knapp eineinhalb Dutzend Abbildungen nach teils seltenen oder schwer zu beschaffenden Vorlagen. Wenn und insofern dies der Aussagekraft der betreffenden Bilder förderlich war, haben wir auch die Kosten und den Aufwand farbiger Illustrationen nicht gescheut.

Außer dem sonst oft prominenten, diesmal aus Gründen der Zeitersparnis etwas zurückgefahrenen, mit den fortgesetzten Diskussionen zu früheren Beiträgen aber dennoch nicht ganz fehlenden Diskursaspekt enthält die vorliegende Ausgabe alle altbewährten Merkmale, die die Publikationspolitik der *Zeitschrift für Anomalistik* meist von Beginn an ausgezeichnet haben. Dazu zählen auch ein gewohnt umfangreicher Rezensionsteil, der Abstractsdiens, ein Nachruf (auf William R. Corliss von Patrick Huyghe) sowie ein erweiterter Tagungsbericht (von Gerhard Mayer). Daneben – und insbesondere – findet der Interessent ein halbes Dutzend Hauptbeiträge, zu deren Einordnung nachfolgend ein paar mehr oder weniger knappe einleitende Bemerkungen hilfreich sein mögen.

Findeisen – Trommel aus dem Eis

Im umfangreichen Eröffnungsbeitrag begibt sich der bekannte Reportage- und Wissenschaftsjournalist Hans-Volkmar Findeisen auf eine, wie sich zeigen wird, erkenntnis- und folgenreichere wissenschafts- und kulturhistorische Ermittlungsreise auf der Spur einer Schamanentrommel, einer Zaubertrommel der Samen aus Lappland. Die mit diesem Objekt verknüpften (oder nur unterstellten?) traditionellen Wissensbestände werden zunehmend brüchiger und fragwürdiger je länger die Reise dauert – die Reise durch die Landschaften wie auch jene durch die Kulturgeschichte. Am Ende stehen Einsichten, die zu Beginn des Unternehmens schwerlich hätten erwartet oder gar prognostiziert werden können und die nicht nur den Autor, sondern auch den Leser zu einer geläuterten Sicht der Dinge bewegen.

Letzteres stellt, bedenkt man die Ausgangslage, einen erheblichen und möglicherweise konsequenzenreichen Erkenntnisgewinn dar. Denn den von Findeisen untersuchten Schamanentrommeln kommt ein hoher Stellenwert für die Ermittlung der kulturellen Identität des Volks der Samen, ja letztlich des gesamten finnischen Staates zu. Es ist wohl weniger eine synchronistische List als ein bemerkenswerter Zufall, dass ein Ereignis bei Abfassung dieses Editorials unmittelbar vor Redaktionsschluss für die vorliegende Ausgabe diesen kulturgeschichtlichen Umstand unerwartet, aber nachdrücklich unterstreicht. Wir müssen dafür nicht weit ausholen:

Aus dem Blickwinkel der Postverwaltungen sind Briefmarken zunächst, vor allem und ganz prosaisch Gebührenquittungen über die Bezahlung von (im Allgemeinen erst noch zu erbringenden) postalischen Beförderungsleistungen. Briefmarken – oder im Amtsdeutsch: Postwertzeichen – erfüllen darüber hinaus jedoch noch mehrere zusätzliche Funktionen. Die uns hier besonders interessierende ist eine im weiteren Sinne propagandistische: Briefmarken als (im übrigen geldwerte) Hoheitszeichen, deren Fälschung, wie die von Banknoten, mit empfindlichen Sanktionen belegt zu werden pflegt, dienen der Werbung für den Staat, der für ihre Ausgabe verantwortlich ist: Sie repräsentieren Land und Leute, Natur und Kultur, Wirtschaft und politischen Anspruch. Dass Postwertzeichen also (auch) als Instrumente interessen-geleiteter, vor allem hoheitlicher Kommunikation tauglich sind, haben die Staaten und ihre Postverwaltungen früh erkannt. Jede Briefmarke transportiert zusätzlich zu ihrer eigentlichen, manifesten Aussage auch noch einen Subtext, der – gewollt oder nicht – dem Betrachter die unterschiedlichsten politischen oder kulturellen Suggestionen vermitteln kann.³

Nun trifft es sich, dass eben jener Typus von Schamanentrommeln, denen Findeisens besondere Aufmerksamkeit gilt, die berühmten flachovalen Trommeln, die wir den Schamanen aus dem Volk der Samen verdanken, in seiner Funktion als Teil des kulturellen finnischen Nationalerbes soeben eine augenfällige Würdigung erfahren hat: Am 23. Januar 2012 hat die Finnische Post nämlich eine in mancherlei Hinsicht ungewöhnliche Briefmarken-Blockausgabe an die Schalter gebracht (s. Abb. 1), deren zentrales Bildmotiv eben eine samische Schamanentrommel in deren traditioneller Gestaltung ist (man vergleiche die hier gezeigte Abbildung mit denjenigen aus Findeisens Essay). Dieser Briefmarken-Ausgabe (Auflage: 300.000 Stück) ist neben ihrer obligatorischen Funktion für den postalischen Alltagsgebrauch eben auch die vorstehend beschriebene Aufgabe der werbewirksamen Präsentation eigenen nationalen Kulturerbes zgedacht. Das erfolgt hier sogar in doppelter Weise, denn die Markenausgabe dokumentiert ein neues Museum, das seinerseits der Dokumentation der Kultur der Samen gewidmet ist. Das wird schon formal deutlich, denn die sehr ungewöhnliche, nicht wie üblich rechteckige Form des Briefmarkenblocks bildet die architektonische Grundform des finnischen Samen-Verwaltungs- und Kulturzentrums Sajos (Saamelaiskultuuria) nach. Die

3 Treten eben diese subtilen Nebenabsichten bei einer Briefmarkenausgabe oder ihrer Zweckbestimmung gar in den Vordergrund, dann haben wir es mit sogenannten Propaganda-Ausgaben zu tun, wie sie vor allem aus Kriegszeiten erhalten sind. Sie führen auf dem Markt ein eigentümliches, durchaus spannendes Dasein. Wer sich genauer in der Literatur umtun möchte, der wird von den folgenden beiden Handbüchern gut versorgt, die – obgleich jeweils schon mehr als ein halbes Jahrhundert alt – bis heute als die maßgeblichen Standardwerke gelten: Hosang (1954-1957) sowie Williams & Williams (1954). Inzwischen zwar in Teilen überholt, sind sie mangels Alternativen für eine zeit- und postgeschichtliche Einordnung und Gewichtung staatlich sanktionierter oder illegaler postalischer Propagandamaßnahmen noch immer unentbehrlich (einige wenige Aktualisierungen und Ergänzungen findet der Interessent in Hövelmann [2007, 2010]).

Schamanentrommel ist das zentrale Bildmotiv; in den vier Bildecken befinden sich für den regulären postalischen Gebrauch jeweils austrennbare selbstklebende Postwertzeichen, deren wechselnde Formen wiederum den Landschaftstypen (Fjällen) nachempfunden sind und die mythologisch-schamanistische Darstellungen zeigen.⁴



Abb. 1: Briefmarken-Blockausgabe der Finnischen Post vom 23. Januar 2012 mit samischer Schamanentrommel (Abb. Finnische Postverwaltung, Helsinki, Pressestelle).

Dass die Schamanentrommeln für die samische Kultur und, so darf man schließen, für die gesamte finnische Nation von einiger auch nach außen hin darstellenswerter, identitäts-

4 Die Details der vier Einzelmarken beschreibt eine Pressemitteilung der Finnischen Post vom 9. Januar 2012: „Die Motive des Blocks stellen drei samische Göttinnen dar. Juksahkka schützt Jäger und behütet Knaben ihr Leben lang. Sarahkka ist die Beschützerin von Frauen und Mädchen schon im Mutterleib und eine Geburtshelferin. Uksahkka ist die Göttin des Heims, die die Wohnstätten der Menschen und die Nester der Tiere und Vögel beschützt [...] Neben den Göttinnen und der Schamanentrommel werden auf dem Briefmarkenblock eine Schamanin, ein Rentierdorf, Rentiere und Unterstände dargestellt.“

stiftender Bedeutung sind, liegt mithin auf der Hand. Ob und gegebenenfalls inwiefern diese Einschätzung und damit auch die kulturelle Selbstbeschreibung der Samen als Teil der finnischen Nation einer Revision bedürfen, mag der Leser aus dem umfangreichen annotierten „Reisebericht“ von Hans-Volkmar Findeisen in dieser Ausgabe erschließen.

Findeisens Essay beleuchtet zudem, wenigstens indirekt, einen weiteren, gerade auch für anomalistische Diskussionskontexte erheblichen Umstand: die Tatsache nämlich, dass unter dem zentraleuropäisch-nordamerikanischen, nicht selten kolonialisatorischen Blick auf fremde Völker, die von den Randgebieten der eigenen Kontinente oder aus anderen, entfernteren Erdteilen stammen, sowie auf deren jeweilige Kultur das Fremde zunächst zwar besser verstehbar, dann bald aber auch zunehmend diffuser wurde. Die frühen Weltausstellungen und (nicht selten aus guten Gründen berüchtigte) Völkerschauen (Starr, 1893; Benedict, 1983; Haberland, 1988; Corbey, 1993; Dreesbach, 2005, Müller-Scheeßel, 2011) rückten, wenigstens vermeintlich, das Ferne in die Nähe und schienen es zwangsvertraut zu machen. Dies alles geschah zudem in einem Zeitraum, in dem einerseits das scheinbar Wunderbare durch Vorführungen berühmter Zauberkünstler (frühen Weltstars) prinzipiell jedermann unter die Augen geraten konnte und sich entsprechend großen Zuspruchs erfreute, und in der andererseits die Rollen spiritistischer Medien und öffentlich auftretender Varietékünstler bisweilen nicht mehr sicher voneinander unterscheidbar waren. Die Grenzen zwischen beiden verschwammen häufig (man denke nur an die öffentlichen Auftritte der Davenport Brothers, außerhalb heimeliger spiritistischer Geselligkeit). Wer legitimes (dann auch zu allfälligen wissenschaftlichen Forschungs- oder Dokumentationszwecken taugliches) spiritistisches Medium war und wer reiner Entertainer oder Varietékünstler, das war schon deshalb schwierig auszumachen, weil diese Rollen mitunter tatsächlich ineinanderspielten und von denselben Personen ausgefüllt wurden.

In eben diesem Umfeld traten, mit zunehmender Häufigkeit gerade gegen Ende des 19. Jahrhunderts, auch (vorgebliche oder echte) Schamanen zu öffentlichen Schaustellungen an und machten teils für einige Jahre Bühnenkarriere.⁵ Dies wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch für den chinesischen (angeblich) Schamanen (angeblich) Wan=Hai (angeblich) gegolten haben, von dem außer einer Visitenkarte aus der Zeit um 1895 (siehe Abb. 2) heute keine Spuren mehr erhalten zu sein scheinen. Sicher ist nur, dass Wan=Hai zu jener Zeit gemeinsam mit dem polnischen Zauberkünstler Brónisław Ratajczak ein Engagement am Deutschen Theater in Posen hatte. Aber auch Ratajczak hat sich nicht nachhaltig in die Annalen der Zaubер- oder sonstigen Unterhaltungskunst eingeschrieben. Bis auf Ratajczaks Geburtsjahr (1874) habe ich

5 Die kulturgeschichtliche Aufarbeitung der Beziehungen zwischen Spiritismus, Schaustellung, Entertainment und visueller Darstellungskunst zunächst in privatem Ambiente, bald aber auch vor großem Publikum auf Varieté-Bühnen oder später im Film, steckt noch in ihren Anfängen, hat aber bereits vielerlei wichtige Einsichten erbracht (vgl. besonders Heimerdinger, 2001; Bennett, 2005; Herman, 2006; Lamont, 2006; Natale, 2011a, 2011b).



Abb. 2: Atelier Rembrandt, Posen, ca. 1895, Carte de Visite: Der polnische Zauberkünstler Brónislaw Ratajczak (1874-?) und der (angeblich chinesische) Schamane Wan=Hai traten seinerzeit gemeinsam im Deutschen Theater in Posen auf; verso sign. (Slg. d. Verf.).

auch in der spezialisierten Literatur zur Zauberkunst keine weitere Spur der beiden Unterhaltungskünstler entdecken können.⁶ Wan=Hais Äußeres legt die Vermutung nahe, dass auch er kaum ohne eine (freilich re-produzierte) Schamanentrommel als charakteristisches und vom Publikum erwartetes Utensil aufgetreten sein wird. Diese wenigstens zeitweilige Popula-

⁶ Die attraktive Visitenkarte mit umseitigen Erläuterungen und Signaturen hat sich glücklicherweise in der beruflichen Korrespondenz einer Schauspielerin erhalten, die zeitweilig am selben Theater engagiert war wie die beiden „Zauberer“. Auf diesem Umweg ist sie in meine Hände geraten.

risierung des Schamanismus (oder dessen, was sich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als solcher ausgab) bei Schaustellungen auf Theaterbühnen, in Sideshows und unter Zirkuskuppeln illustriert die Desillusionierung eines indigenen traditionellen Schamanentums (vgl. Matisoff, 2001), die auch in Findeisens Beitrag spürbar wird.

Schäfer und Mayer – biografische Integration von Grenzerfahrungen

Außergewöhnliche Erfahrungen werden von prozentual großen Anteilen der Bevölkerungen aller Länder berichtet; ein auch über längere Zeiträume erstaunlich robuster Umfragebefund. Manchen Erlebenden bereiten die intellektuelle oder psychische Verarbeitung und „Normalisierung“ von „nicht normalen“ Erfahrungen, die sie sich nicht ohne Weiteres erklären und verstehen können, keine nennenswerten Schwierigkeiten von einer Art, die in auffälligen Verhaltensweisen Ausdruck fänden oder gar klinisch manifest würden. Bei anderen Erlebenden ist letzteres (bisweilen in recht dramatischer Weise) aber doch der Fall und begründet somit behutsamen Begutachtungs-, Beratungs- und ggf. Behandlungsbedarf (vgl. Kramer, Bauer & Hövelmann, 2012). Die Gemeinschaftsarbeit von Christina Schäfer und Gerhard Mayer geht den Fragen nach, wie solche außergewöhnlichen Erfahrungen in Biographien und die je eigene Interpretation von Wirklichkeit integriert werden und wie die Betroffenen biographische Transformationsprozesse und Veränderungen des Weltbildes beschreiben. Zur Beantwortung dieser Fragen wurden zunächst narrative biographische Interviews mit Personen geführt, die als einschneidend erlebte außergewöhnliche Erfahrungen gemacht haben (etwa Nahtoderlebnisse, Erscheinungen, Wahrträume oder Entführungen durch Außerirdische). Nach einem Überblick über die angewandte Methodik und die Gruppe der Interviewten werden die wichtigsten Ergebnisse dieses Forschungsprojekts, Christina Schäfers Dissertation (Schäfer, 2008), vorgestellt.

Kontrastiert werden diese Befunde mit den Daten von zwei weiteren qualitativen Interviewstudien, die unabhängig von Gerhard Mayer durchgeführt wurden (Mayer, 2003, 2008). Auf diesem Wege werden mögliche Funktionen von außergewöhnlichen Erfahrungen insbesondere bezüglich ihrer weltanschaulichen Implikationen noch zusätzlich differenziert. Insgesamt bestätigen Mayers Studien den zentralen Befund von Schäfer, dass von den Erlebenden zwischen außergewöhnlichen Erfahrungen (sowie subjektiven Konstruktionen von Wirklichkeit) komplexe, häufig ambivalente Sinnzusammenhänge hergestellt werden. Die unterschiedliche Bedeutung, die einzelnen außergewöhnlichen Erfahrungen dabei zugemessen wird, lässt einfache Funktionsmodelle als unangemessen erscheinen und weist auf die Notwendigkeit einer differenzierenden Perspektive hin, die individuelle biografische Konstruktionen berücksichtigt.

Durchaus vorstellbar ist, dass solche saubere, aber methodisch besonders anspruchsvolle kontrastierende Verknüpfungen zwischen unabhängig voneinander geplanten und durchge-

fürten Studien Schule machen, die gerade daran interessiert sind, auf welche Weise aus kaum verständlichen, schwer kommunizierbaren außergewöhnlichen Erfahrungen wenigstens provisorisch verstandene, kommunizierte außergewöhnliche Erfahrungen werden.

Cave canem: *Simon Sherwood über Erscheinungen „Schwarzer Hunde“*

Der schwerst depressive professionelle Fußballtorwart Robert Enke (1977-2009), der sich 32jährig das Leben nahm, beschrieb seine Depressionen gegenüber seinen Ärzten und Therapeuten als einen bedrohlichen großen „Schwarzen Hund“, der ihn ständig verfolgte. Dies wird, stelle ich mir vor, eher eine bildhafte Ausdrucksweise für das Gefühl des ausweglosen Ausgeliefertseins gewesen sein als ein ferner Widerhall der in der Volkskunde freilich wohlbekannten Erscheinungen großer Schwarzer Hunde⁷, die über Jahrhunderte in immer wieder ähnlicher Weise beschrieben werden: ungewöhnlich groß, tiefschwarz, mit feurigen Augen und bemerkenswert großen Ohren. Der britische Psychologe Simon Sherwood diskutiert in einer grundsätzlichen Übersicht über die Erscheinungsformen solcher Schwarzer Hunde sowohl die volkskundlichen Hintergründe als auch die Glaubhaftigkeit der einschlägigen Erlebnisberichte und Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede zu Berichten über Erfahrungen menschlicher Erscheinungen sowie mögliche Deutungsweisen des Berichteten unter kulturellen, neurologischen, psychologischen, physiologischen, parapsychologischen und einer Reihe weiteren Gesichtspunkten.

Sherwood, ein ausgewiesener Kenner dieses Aspekts der Folklore, betont, dass entsprechende Erfahrungsberichte in der Volkskunde zwar seit Jahrhunderten wohlbekannt sind, dass sie aber ganz überwiegend aus Großbritannien stammen und dass das Gros der restlichen Berichte auf mittelamerikanische Quellen zurückgeht. Dies trifft ohne Zweifel zu. Dennoch stammt einer der ältesten und prima facie eindrucksvollsten, in der Literatur aber gleichwohl kaum bekannten Schilderungen der Erscheinung eines bedrohlich großen Schwarzen Hundes mit den genannten Eigenschaften nicht von der britischen Insel und nicht aus Mesoamerika, sondern aus dem italienischen Trient des Jahres 1552. Nebst einem eindrucksvollen Kupferstich von Matthäus Merian d.Ä., der das Beschriebene in Szene setzt (siehe Abb. 3), findet der Interessent die Fallschilderung in Johann Ludwig Gottfrieds *Historische Chronica, oder Beschreibung der Fürnemsten Geschichten, So sich von Anfang der Welt, biß auff das Jahr Christi 1619 zugetragen [...]* (Gottfried, 1657: 833-834).

Unter der Marginalie „1552 Crescentius durch ein Gespenst erschrockt“ erfahren wir von Gottfried:

Von dem *Concilio* zu Trient haben wir hiebevot etwas gemeldet: Darbey befand sich auch der Cardinal Crescentius als Pöpstlicher Legat. Derselbe als er den 25 Martii viel

7 Zur Schreibweise „Schwarzer Hund“ siehe Fußnote 2 zum Aufsatz von Sherwood.

an Schreiben an den Papst außzufertigen hatte / und darmit biß in die Nacht umbgieng / ist ihm unversehens ein großer schwarzer Hund erschienen / mit fewrigen Augen und langen Ohren / so fast biß auf die Erd herab gehangen / welcher stracks auf ihn zugangen / hernach aber unter den Tisch gefallen. Worüber der Kardinal hefftig erschrocken / seinen Dienern geruffen / und den Hund suchen lassen: Aber sie haben nichts gefunden: dadurch er in grössern Schröcken und tödtliche Kranckheit gefallen: Als er jetzo sterben wollen / hat er immer geruffen / man solte den Hund wehren / daß er ihm nicht auffß Beth steige. (Gottfried, 1657: 833-834)



Abb. 3: 1657, Matthäus Merian d.Ä., Kupferstich, 105 x 145 mm: Kardinal und Päpstlicher Legat Marcellus Crescentius (1500-1552) wird von einem großen Schwarzen Hund „mit fewrigen Augen“ zu Tode „erschrockt“ (aus Gottfried, 1657: 834) (Slg. d. Verf.).

Gottfrieds nicht zuletzt wegen der eindrucksvollen Kupferstiche Merians d.Ä. (1593-1650) einflussreiches Volksbuch kann das Geschilderte selbstredend ebenso wenig konkret belegen wie viele spätere Zeugen, die von Begegnungen mit – oft durchaus noch furchterregenderen – Schwarzen Hunden berichten (vgl. die Wiedergaben bei Sherwood). Immerhin aber gerät diese Fallbeschreibung nicht in ernstlichen Widerspruch zu einigen dokumentierten historischen Fakten:

Der Erlebende ist der Kardinal und Päpstliche Legat Marcellus Crescentius (1500-1552), der von Papst Paul III. mit der Eindämmung der Reformation in Mitteleuropa beauftragt war. Im Jahr 1551 schrieb der nach dem Tod Paul III. neue gekürzte Papst und vormalige Kardinallegat Julius III. auf Betreiben des Kaisers Karl V. die Fortsetzung des unterbrochenen und schon Jahre währenden, sich insgesamt von 1545 bis 1563 hinziehenden Tridentinischen Konzils (und, dem Wunsch des Kaisers entsprechend, dessen Rückverlegung von Bologna nach Trient) aus (Pallavicino, 1835-1836). Julius' Legat, Kardinal Marcellus Crescentius, eröffnete dasselbe am 1. Mai 1551 (Erdmann, 1928-1929). Er leitete das Konzil als sein Präsident bis zum Februar des folgenden Jahres. Crescentius erkrankte im Februar 1552 (nicht im März jenes Jahres, wie die Schilderung der Erscheinung des Schwarzen Hundes nahelegt) und konnte seine Mission nicht weiter fortführen. Er starb bald darauf, im Mai 1552. Die fatale Begegnung des Kardinals mit dem Schwarzen Hund ist in keiner weiteren mir bekannten Quelle über das Leben dieses einflussreichen Kirchenmannes erwähnt, was nicht all zu viel bedeutet, denn es existiert umfangreiche Literatur über Crescentius und seine Rolle beim Konzil von Trient (aufschlussreich sind allemal Pallavicino, 1835-1836; Erdmann, 1928-1929; Birkner, 1935). Immerhin aber ist diese Episode es wert, der anomalistischen Fachliteratur erhalten zu bleiben, zumal sie zu den wenigen zählt, die sich nicht auf der britischen Insel zugetragen haben sollen.

Wilhelm Mattes' „Gnostische Arithmologie“

Die Suche nach einem verborgenen Code in biblischen Schriften hat während der letzten Jahrzehnte einige absurde publizistische Blüten getrieben, deren Erfolg sich ausschließlich an den Verkaufszahlen auf dem Buchmarkt bemaß, nicht aber an der Beantwortung der eigentlichen Fragen, die von den Autoren – prominent etwa Drosnin (1998) – in Aussicht gestellt wurden. Kritik und Widerlegung solcher Theorien verlangen, hat man sie erst einmal durchschaut, keine sonderliche argumentative Kunstfertigkeit. Von ganz anderem Kaliber, und fern herkömmlicher numerologischer Spekulation, ist hingegen das Werk des Altphilologen Wilhelm Mattes. Auch er geht zwar davon aus, dass die Bibel einen verborgenen Code enthalte, der durch Zahlen zum Ausdruck gebracht wird. Er versteht seine Studien aber als konkrete Beiträge einerseits zur Bibelexegese, andererseits zur einer versuchsweisen Rekonstruktion der Entstehung der Evangelien. Mattes bedient sich dazu im Wesentlichen der sogenannten „Gematrie“ (die er in der von ihm genutzten Ausprägung lieber als „gnostische Arithmologie“ bezeichnet), die in der Tat auf verbreitete Praktiken des Altertums zurückgreifen kann, Buchstaben mit Zahlwerten zu verknüpfen. Dass auch den Verfassern der neutestamentlichen Texte die Gematrie nicht unbekannt gewesen sei, ist eine Vermutung, für die historisch mancherlei spricht.

Es liegt folglich nahe, die Methoden der Gematrie oder der gnostischen Arithmologie an den Texten der Evangelien zu erproben und zu sehen, wie weit dies inhaltlich trägt und wohin

es führt. Mattes hat dies in einer umfangreichen Monographie (Mattes, 2006) anhand des Vaterunsers bei Lukas und Matthäus sowie der Fischfängerzählung am Ende des Johannes-Evangeliums durchgeführt und ist dabei in allen Fällen zu erstaunlichen, wenigstens prima facie plausiblen Resultaten gelangt. Rüdiger Plantiko hat das Buch von Mattes in den Spalten unserer Zeitschrift ausführlich und mit durchaus zustimmendem Tenor rezensiert (Plantiko, 2010), aber freilich angemerkt, dass man hier grundsätzlich auf Plausibilitätsargumente angewiesen bleibe und einen strengen wissenschaftlichen Beweis eben nicht führen könne. Trifft diese Sichtweise zu – was Mattes, wenn ich ihn recht verstehe, nicht ohne weiteres oder nur unter Vorbehalten zugesteht –, dann ist es eine kluge Entscheidung, statt nach einem prinzipiell unerbringlichen zweifelsbewährten Beweis in einem strengen, anspruchsvollen Sinne zu fahnden, wenigstens die Plausibilitäten dadurch zu erhöhen, dass man die durchaus aufwendigen gematrischen Methoden auf weitere Textbeispiele ausdehnt und auch anhand dieser Fälle zu zeigen versucht, dass sie Früchte im Sinne gut deutbarer Ergebnisse tragen.

Eben diese Strategie hat Wilhelm Mattes eingeschlagen und seine Methoden auch an einem gerade auch esoterik-geschichtlich besonders prominenten Beispiel erprobt: an der Passage der Johannes-Offenbarung, in der von einem Tier als Gestalt einer bösen Macht die Rede ist, dessen Zahl „für den, der Vernunft hat, die Zahl eines Menschen“ sei: 666 (Offb. 13,18). Das Resultat dieser Untersuchung ist bereits an besonders renommierter Stelle publiziert, nämlich in *Hermes. Zeitschrift für klassische Philologie* (Mattes, 2011). Wir haben Herrn Mattes daraufhin eingeladen, seine Thesen und Methoden sowie die mit ihrer Hilfe erzielten Resultate aus seiner Monographie und der Einzelstudie zusammenzufassen und in der *Zeitschrift für Anomalistik* zur Diskussion zu stellen. Wir freuen uns, dass Wilhelm Mattes dieser Einladung umgehend gefolgt ist.

Ausflug nach Gallspach

In einer weiteren lesenswerten Untersuchung spürt Prof. Florian Mildenerger esoterischen Heilmittelanbietern aus dem Zeitraum zwischen ca. 1920 und ca. 1965 nach. Er beschreibt ihre Theorien und Methoden und die Art und Weise, wie diese in praktische (und zumeist fragwürdige) Heilofferten mündeten, und er zeigt, dass die semiprofessionellen Kritiker und Verfolger, die diese Anbieter auf dem medizinischen Heilmittelmarkt auf den Plan riefen, bisweilen dilettantisch und mit untauglichen Mitteln gegen erstere vorgingen.

Konzentrieren möchte ich mich bei diesen kurzen Hinweisen auf einen Teilaspekt dieser Untersuchung, nämlich die bemerkenswerte Tätigkeit des österreichischen Privatgelehrten Valentin Zeileis in Gallspach, der die Erkenntnisse von Röntgen- und Elektrotherapie in seine eigene Heilslehre einfügte und daraus ein eigenes Konstrukt formte, das zumindest in dem

Sinne außerordentlich erfolgreich genannt werden darf, als es in den 1920er und 1930er Jahren eine völlig überspannte Massenbewegung hin zum „Wunderdoktor“ in Gallsbach auslöste. Das Wort „Massenbewegung“ ist freilich viel leichter dahingesagt, als dass sich mit wenigen Strichen plausibel und zutreffend skizzieren ließe, was dieses Wort seinerzeit tatsächlich bezeichnete. Die damaligen Ereignisse in einem Teil seines Aufsatzes wieder in Erinnerung gerufen zu haben, scheint mir jedenfalls ein besonderes Verdienst des Mildenbergerschen Beitrags, denn trotz ihres äußerst ungewöhnlichen Charakters kommen sie seit Jahrzehnten in der wissenschaftlichen (oder auch nur der „anomalistischen“) Literatur nach meiner Kenntnis praktisch nicht mehr vor.⁸ Selbst die beiden prominentesten Erwähnungen des „Falles Zeileis“ im „anomalistischen“ Schrifttum der Nachkriegszeit liegen jeweils bereits mehr als ein halbes Jahrhundert zurück, und sie sind so knapp gehalten, dass sie hier durchaus in größeren Teilen zitiert werden können.

Der erste Hinweis entstammt dem Vorwort zu der im Jahr 1958 bei Hans Bender eingereichten psychologischen Dissertation der nachmaligen Zürcher Professorin Inge Strauch:

Die Öffentlichkeit wird besonders dann auf die geistige Heilung aufmerksam, wenn von Zeit zu Zeit als Vertreter dieser Lehren einzelne „Heilerpersönlichkeiten“ von sich reden machen, um die sich alsbald eine große Zahl gläubiger Anhänger schart und die, als Folge dieser Massenbewegungen, auch wieder kritische und warnende Stimmen seitens der Wissenschaftler auf den Plan rufen, denen aber von den unzähligen Heilungssuchenden wenig Beachtung geschenkt wird.

In den zwanziger Jahren war es der Gallsbacher „Wunderdoktor“ Zeileis, um dessen „elektrische Heildusche“ und mit Edelgas gefüllte „Diagnostikröhre“ die heftigsten Kontroversen entbrannten, was aber den Zustrom Tausender von grossen Erfolgen berichtender Kranken nicht hindern konnte. Die Form dieser Massenbewegung ähnelt dem Sturm der Begeisterung, der von Mesmers angeblich durch „animalen Magnetismus“ erzielten Heilungen ausging (Strauch, 1958: 5-6).⁹

Vielleicht noch eindrucksvoller schilderte nur ein Jahr später der Mediziner Wilhelm Bitter in seinem einleitenden Essay zum 7. Band (*Magie und Wunder in der Heilkunde*) der renommierten Tagungsberichte der Gemeinschaft „Arzt und Seelsorger“ die Vorgänge in dem kleinen, längst auf einen aufwendigen Pilgerbetrieb eingestellten oberösterreichischen Ort Gallsbach:

[G]erade weil alles Irrationale wissenschaftlich verpönt und verdrängt wurde, gewann nach psychologischen Gesetzen das Magische und Mystische eine um so größere Anziehung.

-
- 8 Ich überblicke nicht die gesamte einschlägige medizinische Literatur, habe aber den Eindruck, dass das Gesagte im wesentlichen auch für diese gilt.
- 9 In mehreren Aufsätzen, die auf der Grundlage ihrer Doktorarbeit entstanden sind, geht Inge Strauch auf Zeileis und Gallsbach nicht nochmals ein.

Das beweist der große Zulauf, den ein Groening, ein Zeileis und die ungezählten anderen „Wunderheiler“ hatten, deren Namen nicht durch Sensationsprozesse bekannt wurden [...].

In Ärztekreisen ernster genommen wurde Zeileis, der nach Auskunft des Bürgermeisters seines Heimatortes Gallsbach in einem Jahr etwa 150.000 Besucher hatte. Die Meinungen auf der Naturforscher- und Ärzteversammlung in Innsbruck 1924 über die Wunderheilungen von Zeileis waren geteilt. Die meisten sprachen von Hokuspokus, Kurfuscherei schlimmster Art, Massenwahn; für andere war er der „geborene Arzt“, „ein Mann mit reinem Herzen und reinen Händen, ein wahrer Freund der Kranken und ein unermüdlicher Helfer der Armen“ (Schweisheimer). Dies, obwohl Zeileis in acht Stunden durchschnittlich tausend bis dreitausend Kranke „behandelte“, und zwar, unter Assistenz von zwei Ärzten, durch elektrische Ströme und Bestreichen von Brust und Rücken, in seltenen Fällen anderer Körperteile (Bitter, 1959: 11).

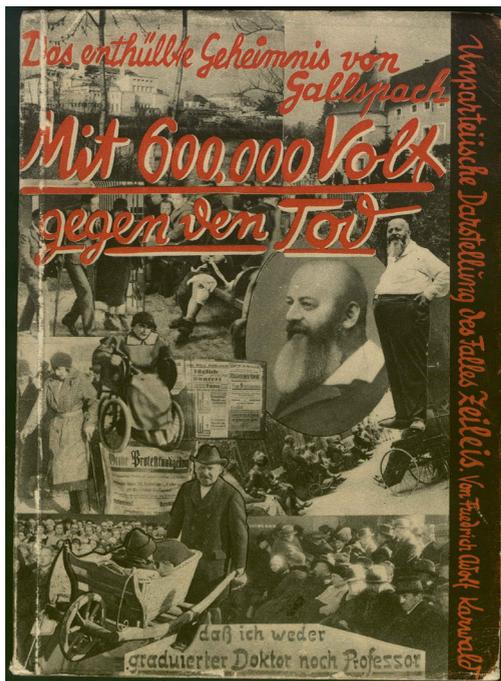


Abb. 4: Der „Wunderdoktor“ Zeileis in Gallsbach mit seiner „elektrischen Heildusche“ – mal als Dokumentation eines unzügelbaren Massenphänomens (Karwald, 1930), mal intimer im (vermutlich bestellten) Gespräch zwischen Buchautor und „Klinikleiter“ (Obermüller, 1930). (Slg. d. Verf.)

Die Erforschung solcher Massenbewegungen, die nicht (wie z.B. in Lourdes) wesentlich religiös motiviert, sondern dem Wunsch nach Verbesserung der eigenen, mehr oder weniger angeschlagenen Gesundheit geschuldet sind, ist noch heute ein Desiderat. Wenn Inge Strauch

und Wilhelm Bitter seinerzeit (und beide ja bereits über rund 30 Jahre zurückblickend) von „unzähligen“ Hilfesuchenden, einer Massenbewegung, dem „Zustrom Tausender“, einem „Massenwahn“ und der Behandlung von bis zu 3000 Patienten binnen eines Tages sprachen, dann war dies mitnichten übertrieben. Der umfangreiche, offenkundig faszinierte und wohl auch ein klein wenig fassungslose Bericht des gleichwohl um leidliche Objektivität bemühten Friedrich Adolf Karwald (1930) ist überaus instruktiv (vgl. Abb. 4). Die 70 abgedruckten Fotografien (wie auch beispielsweise zeitgenössische Karikaturen, die als Postkarten vertrieben wurden) dokumentieren, dass Patienten mit Schubkarren und mancherlei anderen abenteuerlichen Transportmitteln am und im Zeileisschen Institut abgeliefert wurden.

Die Blitzkuren von Valentin Zeileis (und bald seines Sohnes, des ersten von einigen weiteren Medizinern in der Familie) waren ein veritabler Wirtschaftsfaktor nicht nur im wohlverstandenen Eigeninteresse des Heilungsversuchsveranstalters, sondern zum ökonomischen Vorteil einer ganzen ländlichen Region in Oberösterreich (vgl. Abb. 5).



Abb. 5: Ansichtskarte, Farblithographie, ca. 1930. Institut Zeileis (1929 in sieben Monaten Bauzeit erstellt) und das eigens für solventere Heilungssuchende in dem kleinen Ort Gallsbach errichtete Grand Hotel „Bayrischer Hof“, erbaut 1930. Beide Gebäude existieren noch heute. Ebenfalls 1930 entstanden weitere Hotel- und Herbergsbauten aller Kategorien, um dem Patientenansturm zu begegnen. (Slg. d. Verf.)

Und es waren keineswegs bloß die „üblichen Verdächtigen“, die sich zur medizinischen Pilgerreise nach Gallsbach zu Zeileis auf den Weg machten – nicht nur die Verzweifelten, die Unheilbaren, die von der Regelmedizin Aussortierten oder jene, die notorisch auf jeden Esoterik-Zug aufzuspringen pflegen, nur um hernach festzustellen, dass gerade sie dazu ausersehen waren, das Gefährt allererst in Gang zu bringen. Nein, alle greifbaren zeitgenössischen Erhebungen legen die Vermutung nahe, dass unter den Heilungssuchenden alle Schichten der Bevölkerung mehr oder weniger repräsentativ vertreten waren. Selbst der vielem Esoterischen recht kritiklos zugewandte Führerstellvertreter Rudolf Heß hielt sich 1940 und 1941 zweimal zur Kur in Gallsbach auf, zuletzt nur zwei Wochen vor seinem in mancherlei Hinsicht folgenreichen England-Flug.

Wie archiviert man außergewöhnliche Erfahrungen?

Außergewöhnliche, mutmaßlich paranormale Erfahrungen sind ein prominentes, vergleichsweise gut vertretenes Feld parapsychologischer Forschung und Beratung. Anders als die Dokumentationen und Versuchsprotokolle aus Experimenten, bereiten individuelle Berichte über außergewöhnliche Erfahrungen jedoch in mehrfacher Hinsicht besondere Schwierigkeiten bei ihrer archivischen Erfassung und historischen Überlieferung. Dies hat (und hatte von jeher) unerquickliche Folgen sowohl für historische Fragestellungen, die an Korpora solcher Berichte herangetragen werden können, als auch für die künftige Forschungsplanung. „Es ist also nicht allein danach zu fragen,“ bemerkt der Historiker und Archivar Uwe Schellinger, „wie Berichte über alltägliche außergewöhnliche Erfahrungen erfasst wurden, vielmehr muss aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive geklärt sein, wie diese Berichte als historische Quellen überliefert wurden, wo sie eigentlich aufbewahrt werden und unter welchen Bedingungen sie für die Forschung überhaupt zugänglich sind. Dieser Beitrag will diesen Fragen im Hinblick auf die Situation in Deutschland und auf die Überlieferung einschlägigen Quellenmaterials im zurückliegenden 20. Jahrhundert nachgehen.“ Das Bild, das dieser wichtige Beitrag zeichnet, ist noch um Einiges komplizierter und vielschichtiger als man sich selbst als notorischer Archivgänger und als Eigentümer eigener Archivalsammlungen und Nachlassbestände normalerweise vergegenwärtigt.

Mit der *aurea mediocritas*, der goldenen Mitte, des Horaz haben wir dieses Editorial begonnen, und auch zum Schluss berufen wir uns gerne auf diesen römischen Dichter: *Nec scire fas est omnia* – man kann nicht alles wissen.

Aber der Versuch ist legitim.

Literatur

- Benedict, B. (1983). *The Anthropology of World's Fairs*. Berkeley, CA: Scolar Press.
- Bennett, B. (2005). Sacred theatres: Shakers, spiritualists, theatricality, and the Indian in the 1830s and 1840s. *The Drama Review*, 49, (3), 114-134.
- Birkner, J. (1935). Kardinal Marcellus Crescensius. *Römische Quartalsschriften*, 43, 267-285.
- Bitter, W. (1959). Die medizinische Psychologie und die „geistigen“ Heilungen. In Bitter, W. (Ed.), *Magie und Wunder in der Heilkunde. Ein Tagungsbericht* (S. 10-28). Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Corbey, R. (1993). Ethnographic showcases, 1870-1930. *Cultural Anthropology*, 8, 338-369.
- Dreesbach, A. (2005). *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870-1940*. Frankfurt/M. & New York: Campus.
- Drosnin, M. (1998). *Der Bibelcode*. München: Heyne.
- Erdmann, C. (1928-1929). Die Wiedereröffnung des Trienter Konzils durch Julius III. *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken*, 20, 238-317.
- Gottfried, J.L. (1657). *Historische Chronica, oder Beschreibung der Fürnemsten Geschichten, So sich von Anfang der Welt, biß auff das Jahr Christi 1619 zugetragen. Nach Aufstheilung der vier Monarchien und beygefügtter Jahr-Rechnung, auff's fleissigste in Ordnung gebracht, vermehret, und in Acht Theil abgetheilet*. Frankfurt/M.: Matthäus Merian.
- Haberland, W. (1988). „Diese Indianer sind falsch“. Neun Bella Coola im Deutschen Reich 1885/86. *Archiv für Völkerkunde*, 42, 3-67.
- [Hafner, G.] (Ed.) (1759). *Anomatologia Curiosa Artificiosa et Magica oder ganz natürliches Zauber-Lexicon [...]*. Ulm, Frankfurt & Lepizig: Auf Kosten der Gaumischen Handlung.
- Heimerdinger, T. (2001). *Tischlein rück' dich. Das Tischrücken in Deutschland um 1850. Eine Mode zwischen Spiritismus, Wissenschaft und Geselligkeit*. Münster: Waxmann.
- Herman, D. (2006). Whose knocking? Spiritualism as entertainment and therapy in nineteenth-century San Francisco. *American Nineteenth-Century History*, 7, 417-442.
- Hövelmann, G.H. (2007). Briefmarken als Propaganda-Waffe. *Philatelie*, 59, (358), 8, 10, 12.
- Hövelmann, G.H. (2009). Editorial. Bilanz und Ausblick. *Zeitschrift für Anomalistik*, 9, 6-32.
- Hövelmann, G.H. (2010). Kriegspost- und Propagandafälschungen. *Philatelie*, 62, (401), 38-41.
- Horaz [Horatius Flacchus, Quintus] (2002). *Oden und Epoden. Lateinisch – deutsch*. Düsseldorf: Artemis und Winkler.
- Hosang, J. (1954-1957). *Gezähnte Kriegspropaganda. Handbuch und Katalog der Spionage- und Propagandafälschungen des Zweiten Weltkriegs. Vier Teile*. Söllingen: Selbstverlag [Teile 1-2] / München: H. Wittmann [Teile 3-4].

- Jellen, R. (2012). Aristoteles entschlüsselt. Josef Mehringer zur neu entdeckten Struktur in der Philosophie des antiken Klassikers. *Telepolis* (Netzmagazin), 28.01.2012, <http://www.heise.de/tp/artikel/36/36208/1.html> [Zugriff: 1.2.2012].
- Karwald, F.A. (1930). *Das enthüllte Geheimnis von Gallspach. Mit 600.000 Volt gegen den Tod. Unparteiische Darstellung des Falles Zeileis*. Wien, Leipzig & Berlin: Amonesta Verlag.
- Kramer, W.H., Bauer, E., & Hövelmann, G.H. (Eds.) (2012). *Perspectives of Clinical Parapsychology: An Introductory Reader*. Bunnik, NL: Stichting Het Johan Borgman Fonds.
- Lamont, P. (2006). Magician as conjuror: A frame analysis of Victorian mediums. *Early Popular Visual Culture*, 4, 21-33.
- Matisoff, S. (2001). Reflections of Terute: Searching for a hidden shaman-entertainer. *Women & Performance: A Journal of Feminist Theory*, 12, 113-134.
- Mattes, W. (2006). *Das Vater-unser-Gebet und die Fischfangerzählung. Werke der gnostischen Arithmologie*. Marburg: Tectum Verlag.
- Mattes, W. (2011). Die Chiffre 666 der Apokalypse (13,18). *Hermes. Zeitschrift für klassische Philologie*, 139, 365-375.
- Mayer, G. (2003). *Schamanismus in Deutschland. Konzepte – Praktiken – Erfahrungen*. Würzburg: Ergon.
- Mayer, G. (2008). *Arkane Welten. Biografien, Erfahrungen und Praktiken zeitgenössischer Magier*. Würzburg: Ergon.
- Mehringer, J. (2011). *Die Aristotelische Mitte. Dialektik, Mythos und Interdisziplinarität in Aristoteles' Philosophie als Philosophie der Mitte*. München: Mes' Arista.
- Müller-Scheeßel, N. (2011). To see is to know. Materielle Kultur als Garant von Authentizität auf Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts. In Samida, S. (Ed.), *Inszenierte Wissenschaft. Zur Popularisierung von Wissen im 19. Jahrhundert* (S. 157-176). Bielefeld: transcript.
- Natale, S. (2011a). The spectacular supernatural: Spiritualism, entertainment, and the invention of cinema. *Cinéma & Cie.*, 10, 175-177.
- Natale, S. (2011b). The medium on the stage: Trance and performance in nineteenth-century spiritualism. *Early Popular Visual Culture*, 9, 239-255.
- Obermüller, H. (1930). *Beim Wunderdoktor in Gallspach. Unterredung mit Dr. Fritz Zeileis*. Nürnberg: A.E. Sebald.
- Ovid [Ovidius Naso, Publius] (¹⁴1996). *Metamorphosen. Lateinisch – deutsch*. Düsseldorf: Artemis und Winkler.
- Pallavicino, S. (1835-1836). *Geschichte des Tridentinischen Conciliums*. 8 Bände. Augsburg: Verlag der Karl Kollmannschen Buchhandlung.
- Plantiko, R. (2010). Rezension [Das Vater-unser-Gebet und die Fischfangerzählung. Werke der gnostischen Arithmologie, W. Mattes]. *Zeitschrift für Anomalistik*, 10, 167-170.

- Schäfer, C. (2008). *Außergewöhnliche Erfahrungen. Konstruktion von Identität und Veränderung in autobiographischen Erzählungen*. Dissertation. Freiburg i.Br.: Albert-Ludwigs-Universität.
- Siepe, F. (2007). *Die Farben des Eros*. Berlin: wjs-Verlag.
- Starr, F. (1893). Anthropology at the World's Fair. *Popular Science Monthly*, 43, 621.
- Strauch, I. (1958). *Zur Frage der „Geistigen Heilung“. Ergebnisse einer experimentellen Untersuchung an einem „Geistigen Heiler“ und seinen Patienten*. Diss. phil. Freiburg i.Br.: Universität Freiburg.
- Williams, L.N., & Williams, M. (1954). *Forged Stamps of the Two World Wars: The Postal Forgeries and Propaganda Issues of the Belligerents, 1914-1918, 1939-1945*. London: Williams.
- Wunder, E. (2001). Editorial. *Zeitschrift für Anomalistik*, 1, 3-5.